



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freud' und Leid im Mariannahiller Missionshause "St. Paul".

Ostern.

Von P. Saget.

Ostermorgen! lichtumflossen,
Stiegst im Osten du empor,
Und es brach der Glanz der Sonne
Durch das Nachigewölk hervor!
Auserwacht zu Kraft und Leben,
Was in starren Fesseln lag;
Denn das Schöpfungswort: Es werde!
Schuf der Freiheit gold'nen Tag.

Wo geraucht des Todes Flügel,
Nun des Lebens Odem weht,
Auf dem trau'rumsfornen Hügel
Sieggekrönt die Allmacht steht!
Ihre Hand streut reichen Segen,
Wahrheit wird des Glückes Traum
Und der Freude süße Wonne
Füllt den weiten Erdenraum!

In den blumenreichen Hallen
Feiert die Liebe ihren Sieg,
Die einst von dem Himmelsthron
Nieder zu der Menschheit stieg;
Und voll Jubel schallt die Kunde,
Fort von Land zu Land sie dringt,
Bis sie laut in jedem Herzen
Uns bejeligend wiederklingt.

Leid und Kummer sind vergessen;
Wer von allem Trost entblößt,
Nur in Tränen hingewandelt,
Fühlt sich endlich nun erlöst,
Denn der Hoffnung heil'ges Ahnen
Hat sich wunderbar erfüllt,
Und das Wort: „Durch Nacht zum Lichte“
In der Wahrheit Glanz enthüllt!

Mit dem Lorbeerkranz untwunden
Sich des Dulders Kreuz erhebt,
In des Siegers glorreich Banner
Sind die Worte eingewebt:
„Trage mutig, kämpfe freudig,
Denn der Tag, er ist nicht weit,
Wo vergilt mit ew'ger Krone
Dir die Allgerechtigkeit!“

**Freud' und Leid
im Mariannhiller Missionshause „St. Paul“.**

Seit Beginn des Krieges stehen, wie schon früher bemerkt, gegen dreißig unserer Brüder, Postulanten und Studenten im Feld; selbst zwei unserer Priesteramtskandidaten, die an der Universität in Würzburg ihren Studien oblagen, sind seit Anfang Dezember v. J. an der Front. Mitten in der hl. Weihnachtszeit traf hier in „St. Paul“ die Trauernachricht ein, es seien zwei unserer Leute gefallen, ein braver, hoffnungsvoller Student, der sich seit drei Jahren in unserem Missionshause auf seinen künftigen Beruf vorbereitete, und unser guter Bruder Silvester, eine Bayer von Geburt, der bei uns am 8. September, am Feste Mariä-Geburt 1913, das hl. Kleid bekommen hatte. Beide sind am gleichen Tage beim Sturm auf Neuchapelle gefallen. Sie starben den Heldentod fürs Vaterland und mögen nun im Himmel oben Fürbitte für uns und ihre noch streitenden Mitbrüder einlegen am Throne Gottes.

Ueber die Mehrzahl unserer im Felde stehenden Leute fehlen uns leider zurzeit alle näheren Nachrichten; zwei wurden verwundet und liegen im Lazarett. Einer derselben, ein Unteroffizier, ließ sich beim Jahreschlusse in einem seiner Briefe also vernehmen: „Gott sei tausendmal Dank, denn nur durch seinen besonderen Schutz bin ich noch am Leben. Ich weile gegenwärtig als Verwundeter im Lazarett, und muß den Schuß, der mich traf, noch einen „Glückschuß“ nennen. Er ging nämlich im rechten Oberschenkel glatt durch, ohne den Knochen zu verletzen, und ich hoffe, daß ich bald wieder hergestellt sein werde. Es war in Nord-Flandern; manch' gefährliche Stunde habe ich da mitgemacht. Einmal spaltete mir eine feindliche Kugel das Gewehr, eine andere ging mir durch den Tornister, brach sich an den

Zeltstöcken und kam zur Seite wieder heraus. — Hoffentlich gibt es für uns alle ein fröhliches Wiedersehen in „St. Paul.“**)

Spärlich sind auch die Nachrichten, die uns aus unserer südafrikanischen Mission zugehen. Von Holland aus ist zwar der Verkehr noch möglich; allein, da alle Briefe die militärische Zensur passieren müssen, ist eine offene, freie Aussprache von vornherein ausgeschlossen. Jedenfalls ist die Lage in unserer Mission ernst, und wir haben allen Grund, fleißig zu beten, daß der Herr die Tage der Prüfung abkürzen möge.

Bei diesem Anlasse möchten wir an unsere Freunde und Wohltäter die dringende Bitte stellen, doch der Mariannhiller Mission treu zu bleiben, zumal jetzt in dieser schweren Zeit. Die Glaubensverbreitung hat an sich mit Krieg und politischen Verwicklungen nichts zu tun; der Missionär ist einzig und allein auf die Rettung unsterblicher Seelen bedacht; er eifert für die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden, und würde es unchristlich und unkatholisch finden, wollte man es den armen Schwarzen, an deren Befehrung er arbeitet, entgelten lassen, daß ihre Heimat nicht einen Teil der vaterländischen Kolonien bildet. Wenn irgendwo, so müssen gerade in der Mission die katholischen Prinzipien in Geltung bleiben und dürfen wir uns nicht irre machen lassen durch das Vorgehen unserer Gegner.

Zum Schlusse noch ein Wort über unser Missionshaus „St. Paul“. Vom Feind blieben wir gottlob verschont, und somit geht im großen und ganzen alles den gewohnten Gang. Auch Weihnachten konnten wir in Frieden, wenn auch in ernster Stimmung feiern. In der hl. Christnacht wurde abends um 1/28 Uhr im vollbesetzten Chor — die leeren Plätze füllen seit einiger

*) Der brave Bruder hat inzwischen das „Eiserne Kreuz“ erhalten. Die Red.

Zeit unsere Studenten aus — das nächtliche Offizium gebetet. Um 12 Uhr war nach dem erhebenden Zisterzienser-Mitus ein gesungenes Hochamt, worauf die Laudes gebetet wurden. Am hl. Weihnachtsfeste selbst waren von früh 6 Uhr an die vielen heiligen Messen — „St. Paul“ zählt gegenwärtig fünf Ordenspriester und einen Weltpriester — um 9 Uhr war Prim und Terz, dann Predigt und Hochamt, um 2 Uhr gesungene Vesper mit sakramentalem Segen.

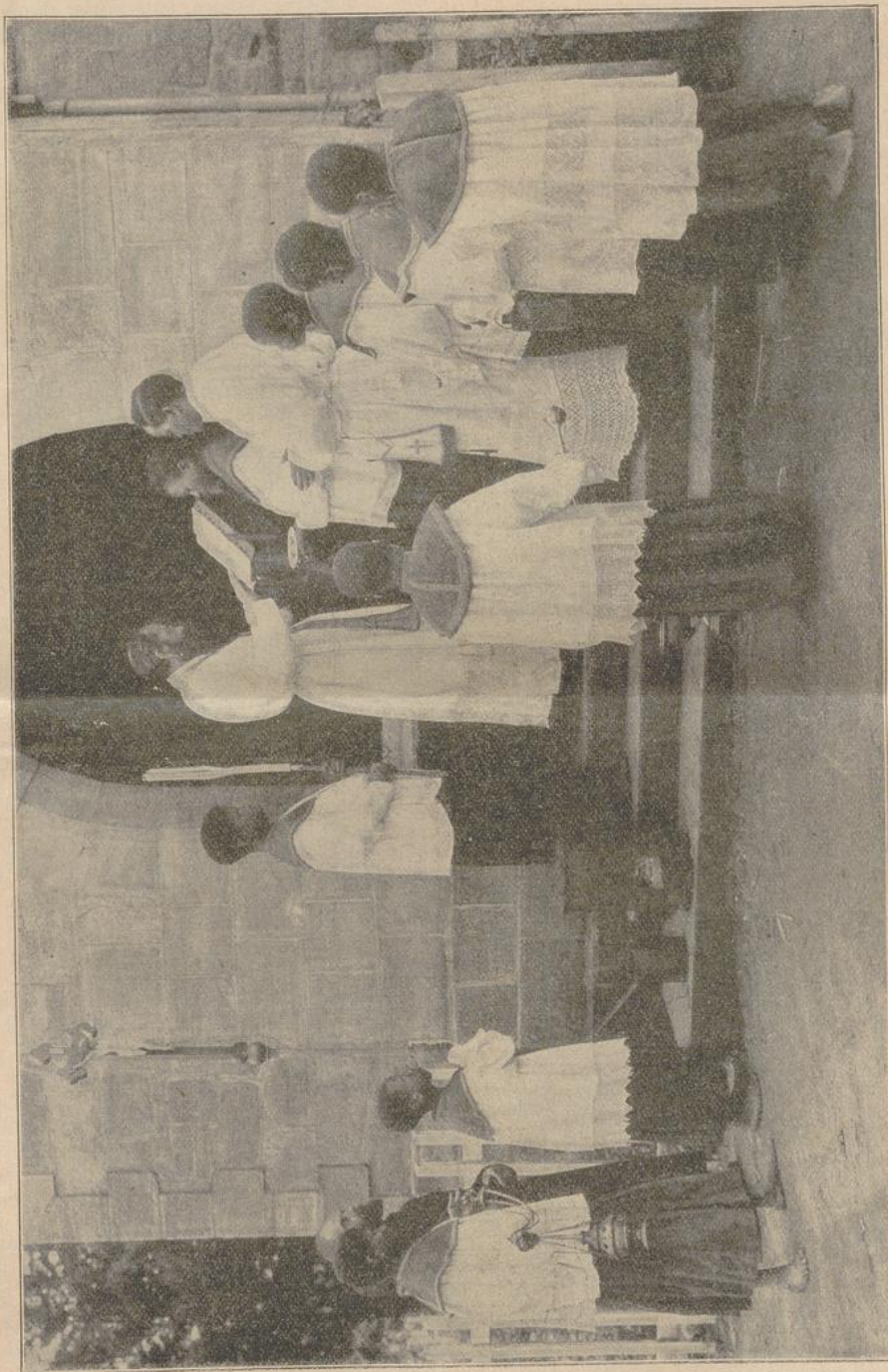
Unsere neue Kapelle mit den drei Altären war recht nett geziert, und im Klostergange war eine sinnige, durch buntpfarbige Lichter und ein rotes elektrisches Lämpchen erhellt Krippe aufgestellt, um die sich den ganzen Tag hindurch fromme Beter scharten. Am zweiten Weihnachtstfeiertage führten unsere Studenten — es sind noch etwa 20 hier — ein passendes Weihnachtsspiel, „der blinde Benjamin“, in recht gelungener Weise auf. Die

Zwischenpausen waren durch Lieder, Deklamationen und lebende Bilder ausgefüllt. Von Arcen und der Umgegend hatten sich etwa 50 Gäste, darunter mehrere Soldaten, die seit Beginn des Krieges Grenzwache halten müssen, eingefunden; alle spendeten den jugendlichen Darstellern lauten Beifall.

Am Neujahrstag fand für die Studenten die Christbescherung statt, die heuer allerdings etwas spärlicher ausfiel als im Vorjahre, doch bei dem genüglichen Sinn der jungen Leute tat das der allgemeinen Freude keinerlei Eintrag.

Den würdigen Abschluß der gnadenreichen Weihnachtszeit bildete das Fest der hl. drei Könige, an wel-

chem Tage ein Priester-Novize, der Hochw. Vater Kaspar Selmler, zugleich mit den beiden Brüdern Suitbert Holl und Timotheus Fahlenbock die Ordensgelübde nach unserm neuen, vom apostolischen Stuhle approbierten



Weihe der Ofterferse in „St. Michael“. (Als Diakon dient P. Sulins, ein schwarzer Priester.)

Konstitutionen ablegte. Die ganze Klostersgemeinde nahm an der schönen, erhebenden Feier innigen Anteil und sang am Schlusse in heller Begeisterung das „Großer Gott, wir loben Dich.“

Wöge die göttliche Vorsehung auch fernerhin über unserm Missionshause wachen und uns namentlich

fromme, tüchtige Postulanten zuführen, Männer und Jünglinge voll Glaubenskraft und Opfermut, deren einziges Ziel die größere Ehre Gottes ist und das Heil der unsterblichen Seelen. Das walte Gott!

P. Dominicus, R. M. M.

Das Kaffernland in alter Zeit.

(Fortsetzung.)

Im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zog der Jesuitenorden die ostafrikanische Küste in den Bereich seiner Missionstätigkeit und stellte sie unter die Oberaufsicht ihres Provinzials, der seinen Sitz in Goa, Vorderindien, hatte. Im ganzen portugiesischen Gebiete von Sofala bis Mozambique wurden namentlich in der Nähe befestigter Orte oder unter dem Schutze befreundeter Stämme neue Niederlassungen gegründet. Die einzelnen Ordensgenossen pflegten sich dabei zu besuchen und sich gegenseitig von Zeit zu Zeit abzulösen.

Einer dieser Jesuiten-Missionäre, der deutsche Vater Moriz Thoman, der im Jahre 1757 nach Mozambique kam, ergänzt unser Bild über „das Kaffernland in alter Zeit“ auf folgende Weise: „Die Kaffern sind von schwarzer oder kastanienbrauner Hautfarbe, doch je dunkler und schwarzer die Haut ist, für desto schöner wird einer gehalten. Uebrigens sind sie fast durchwegs wohlgebaut, ungemein kräftig und stark und meist lustig und froher Dinge. Nur selten findet man unter ihnen krüppelhafte Personen; bezüglich Speise und Trank sind sie leicht zu befriedigen, dagegen sind sie keine Freunde schwerer, langandauernder Arbeit.

Ihre primitive Kleidung besteht entweder in einer Tierhaut oder einem Tuche, womit sie ihre Blöße bedecken. Erhält ein portugiesischer Sklave jährlich eine Elle groben Zeuges oder zuweilen ein größeres farbiges Taschentuch als Geschenk, so bekundet er darob die größte Freude und hält sich bezüglich seiner Garderobe für reichlich ausgestattet.

Zu befürchten hat man von ihnen wenig. Sie fügen einem Weißen nicht leicht ein Leid zu, geschweige denn, daß sie ihm nach dem Leben strebten, es müßte denn sein, daß sie von ihrem Herrn und Gebieter den Befehl erhielten, einen lästigen Menschen heimlich aus dem Weg zu räumen, wie dies vor einigen Jahren einem Missionär zu Tete begegnete, welcher das ärgerliche Leben einiger Vornehmen mit etwas kräftigen Ausdrücken gerügt hatte. Dagegen stehlen und rauben sie gerne und legen in dieser Beziehung oft eine List und Schlaueit an den Tag, die man ihnen gar nicht zutrauen sollte.

Auch zu gewissen Handwerken lassen sie sich leicht abrichten. So gibt es z. B. schwarze und zwar äußerst geschickte Schmiede und Goldarbeiter, auch Schneider, Zimmerleute und Köche. Die Kochkunst lernen sie von den weißen Kolonisten, und die Portugiesen lassen ihre Küche gewöhnlich von den schwarzen Eingebornen besorgen, doch meist von Knaben und Jünglingen, nur selten von Frauen.

Im Essen sind sie nicht wählerisch; sie verschlingen Mäuse und Heuschrecken und essen das Fleisch von Elefanten und Flusspferden, selbst, wenn es schon faul und stinkend geworden ist. Ihre hauptsächlichste Speise jedoch ist Amabele, eine Hirsenart, die jedoch weit größer ist, als die europäische. Daraus bereiten sie einen nahrhaften Brei. Da ihnen natürlich eine Mühle ein unbekanntes Ding ist, so zerreiben und zermahlen die

Frauen die Körnerfrucht in einem ausgehöhlten Stein zu grobem Mehl und kochen daraus einen dicken, zähen Brei. Haben sie dazu noch ein Stück Fleisch oder einen Fisch, so wännen sie, sie hätten ein fürstliches Essen. — Im Notfall essen sie auch das rohe Mehl oder die in Wasser eingeweichte Hirse, zumal auf Reisen und wenn sie keine Zeit und Gelegenheit haben, den üblichen Brei zu bereiten.

Wasser ist ihr gewöhnlicher Trank, und der Schwarze achtet wenig darauf, ob es aus einer Quelle kommt oder ob er es aus einem Flusse oder gar aus einer schmutzigen Pfütze schöpfen muß. Sie bereiten sich auch eine Art Bier, von ihnen Bombe genannt, und zwar aus halbgrochener Hirse, die sie in Wasser solange gären lassen, bis die Brühe dick wird und fast wie Buttermilch aussieht. Dann feist man sie durch ein Tuch oder eine Binjenmatte, und der Trank ist fertig. Dieses Kafferbier hat einen säuerlichen Geschmack, kühlt und nährt, wirkt aber, im Uebermaße genossen, auch berauschend. Gewöhnlich braut man es nach der Ernte, und jung und alt befestigt sich dann bei Spiel und Tanz unter dem lärmenden Klange ihrer sonderbaren musikalischen Instrumente.

Ihre Musik besteht hauptsächlich aus sechs bis sieben Trommeln von verschiedener Größe; doch darf man sich darunter nichts anderes vorstellen, als bis zur Hälfte ausgehöhlte Blöcke, worüber eine starke, in der Mitte mit Pech bestrichene Tierhaut gespannt ist. Darauf schlagen sie nun mit Häuten und Prügeln, wodurch ein Schall hervorgebracht wird, den man eine halbe Stunde weit hört. Zu einer vollständigen Musik gehören übrigens nach ihrer Ansicht auch gewaltige Ochsenhörner, an die man mit einem Stöcke schlägt, sowie ein großer Triangel aus Stahl. Der mit der Musik verbundene Gesang, wobei sie meist die Vorzüge ihres Gebietes verherrlichen, läßt an Kraft und Stärke nichts zu wünschen übrig. Mag ein solches Ständchen für ein europäisches Ohr betäubend und qualvoll sein, so muß man dennoch geduldig zuhören und am Schlusse die Musikanten für die erwiesene Ehre gehörig beschenken.

Uebrigens haben die Kaffern auch feinere Musikinstrumente, die gar nicht so übel klingen. Eines derselben besteht aus einem Brettchen, worauf mehrere stählerne Zinglein von verschiedener Größe befestigt sind. Das Brett selbst wird der besseren Resonanz wegen in einen großen, ausgehöhlten Kürbis eingefügt und man spielt darauf, fast wie auf einem Klavier, sehr künstlich. Ein anderes Instrument ist aus größeren und kleineren Rohrstücken zusammengefügt, ungefähr wie eine Panspfeife; es wird auch ähnlich wie diese gespielt und klingt gar nicht übel. Als das feinste und beliebteste Instrument aber gilt eine Art Geige, nämlich ein halber Bogen, an den eine Saite von Haarwachs gespannt ist, in deren Mitte ein kleiner, ausgehöhlter Kürbis sitzt. Dieser Kürbis wird auf die bloße Brust gesetzt, während man mit der linken Hand, ähnlich wie bei unseren Geigen, die Griffe macht und mit einem Rütchen in der rechten Hand auf die Saiten schlägt. Auf diese Weise spielen die Schwarzen stehend oder gehend zu ihren lustigen Tänzen auf.

Gewöhnlich laden sich benachbarte Dörfer gegenseitig zu ihren Festen ein. Da wird dann geschmauft und Bombe getrunken, gespielt, getanzt und geschwelgt, bis der letzte Topf leer ist. Daß sie wochenlang darauf Hunger leiden und in der Not wilde Baumfrüchte oder gar Wurzeln und Baumrinden essen müssen, kümmert